

Der Morgen danach fühlte sich an wie der finanzielle Offenbarungseid nach einer feindlichen Übernahme. Kopfschmerzen, bleierne Knochen, die Erinnerung an den gestrigen Tag so vernebelt wie die Bilanz eines insolventen Start-ups. Als ich in die Küche schlurfte, um mir einen Kaffee zu holen, war mir zumindest eine Sache vollkommen klar: Meine beiden Brüder waren an einer Klärung – worum auch immer es eigentlich ging – überhaupt nicht interessiert. Was ich zu diesem Zeitpunkt allerdings noch nicht begriff, war die Natur des Programms, das dort im Hintergrund lief. Ich dachte immer noch, es handle sich um einen ganz normalen, hässlichen Familienstreit. Ein katastrophaler Irrtum.

Nach dem ersten Koffeinschub rief ich Anna an. Als sie meine Rekonstruktion der Ereignisse hörte, reagierte sie mit blankem Entsetzen.

„Die beiden stehen völlig unter Mindcontrol“, sagte sie, ohne die Stimme zu heben, aber mit dieser absoluten, mathematischen Gewissheit, die sie immer hatte. „Genau so, wie die KI es aufgeschlüsselt hat.“

*Mindcontrol.* Das Wort klang in meinen Ohren künstlich, übertrieben. Erst in diesem Moment schoss es mir wieder durch den Kopf: Anna hatte mir eine Datei geschickt, die ich in der Hektik des Vortrags völlig ungelesen auf dem Server hatte liegenlassen. Ich wollte mich schlicht nicht damit befassen. Ich wollte, dass alles wieder normal wird.

„Heute ist jedenfalls Alinas Geburtstag“, versuchte ich die Situation pragmatisch auf eine überschaubare, alltägliche Ebene herunterzubrechen. Alina war meine dreizehnjährige Nichte.

„Monika hatte uns zwar zu der Grillparty angemeldet, aber nach dem Vorfall gestern gehen wir da natürlich nicht hin. Monika backt einen Kuchen – mehr nicht.“

„Um Himmels willen, Schatz!“, rief Anna aus dem Hörer. Es war selten, dass sie die Beherrschung verlor, aber jetzt schwang echte Panik in ihrer Stimme. Eine Verzweiflung, die mir durch Mark und Bein ging. „Du hast die Infos überhaupt nicht gelesen! Das ist immens wichtig, um zu verstehen, was auf dieser Mühle eigentlich angerichtet wird. Die Hinweise der Maschine sind ja kein digitaler Abfall oder Meinungen aus irgendwelchen Foren. Das sind die knallharten, klinischen Strategien aus dem BITE-Modell von Steven Hassan. Der Mann war selbst Opfer einer Sekte, er hat den Absprung unter Lebensgefahr geschafft. Aber im Normalfall kommst du aus dieser mentalen Schleife nicht mehr heraus. Es dauert Jahre, bis man sich da überhaupt herausdenken kann – und noch viel länger, um sich emotional zu entgiften. Deine ganze Familie wird gerade systematisch zerlegt. Und M. und C. sind nur die Werkzeuge, die dieses unfassbare Zerstörungswerk exekutieren. Du musst das Fundament sehen: Monika, Johannes und deine Mutter lassen das seit Jahren schweigend mit sich geschehen. Was du gerade erlebst, ist lediglich die oberste, sichtbare Spitze des Eisbergs.“

Sie holte kurz Luft. Ich spürte ihre Hilflosigkeit durch die Leitung – diese hochintelligente Frau saß am anderen Ende der Welt und sah das Unheil mit der Präzision einer Seismographin voraus, während ich hier vor Ort im Trüben fischte.

„Hör mir gut zu: Nie wieder darf Monika für C. und seine Brut auch nur ein Stück Kuchen backen oder kochen. Das stellst du sofort ein. Und sie darf absolut nichts von ihnen annehmen, sonst hört dieser emotionale Subventionsbetrug niemals auf. Kauft Alina lieber ein Schminkset in irgendeinem Drogeriemarkt – das gefällt Mädchen in dem Alter. Aber Monika darf dort nie wieder als unbezahlte Hausmagd dienstbar sein.“

„Ok“, sagte ich. Ich war überfordert, betäubt von der Wucht ihrer Worte. Wenn es um psychologische Schadensberichte ging, vertraute ich Annas Instinkt blind. „Wir gehen nicht zur Party und es wird kein Kuchen gebacken. Ich lese mir die KI-Analyse gleich durch.“

Am Nachmittag ergab sich eine günstige Gelegenheit. Wir trafen Alina an, als sie gerade über den Hof lief. Wir gratulierten pflichtbewusst, überreichten das Schminkset und informierten sie nüchtern darüber, dass wir leider keine Zeit hätten, zu erscheinen.

Es war die exakte Umsetzung der grauen Matrix, die Hassan für solche Fälle vorschrieb: *Grey Rock*. Werde zum grauen Stein. Gib dich gelangweilt, desinteressiert, signalisiere permanenten Zeitmangel, antworte einsilbig und lass vor allem keine einzige emotionale Rendite durchblicken. Ich kam mir dabei furchtbar schofel vor. Einem Kind gegenüber den gefühllosen Felsen zu spielen, fühlte sich falsch an, aber ich klammerte mich an Annas Anweisung wie an einen Rettungsanker. Alina allerdings schien das Prinzip bereits von Natur aus perfektioniert zu haben. Sie war selbst eine Art Grey Rock: Sie nahm die Absage völlig ungerührt, fast roboterhaft zur Kenntnis und verschwand wortlos im Nebengebäude. Kein Lächeln, keine Enttäuschung. Nichts. Es war unheimlich.

Damit war der Posten jedoch nicht ausgebucht. Die Absage rief erwartungsgemäß C. auf den Plan. „Hey, was soll das?“, brüllte er, als er wenig später in die Küche stürmte, in der Monika, meine Mutter und ich gerade am Tisch saßen. „Erst zusagen und dann einfach absagen? Das ist das Letzte! Man kann eine Einladung nicht einfach so sausen lassen!“

Da keiner von uns auch nur die Pupillen bewegte, geschweige denn antwortete, rannte er schimpfend wie ein Rohrspatz wieder davon. Der graue Stein funktionierte – vorerst. Aber die Atmosphäre in der Küche war danach so dick, dass man sie hätte zerschneiden können.

Am Abend unternahm er einen neuen strategischen Vorstoß und tauchte tatsächlich mit einer Schüssel Grillfleisch bei uns auf. Eine klassische Friedensoffensive auf unterstem Niveau. Aber Monika blockte ab.

„Ich will das nicht“, sagte sie kühl.

„Wie, du willst das nicht? Seid ihr jetzt alle komplett verrückt geworden?“ C. verlor augenblicklich die Fassung.

Eine gefühlte Ewigkeit rannte er im Kreis durch die Küche, die Schüssel mit dem dampfenden Fleisch wie einen schützenden Panzer vor den Bauch gepresst, und schimpfte in den höchsten Tönen.

Ich beobachtete das Spektakel schweigend. Früher hätte ich darüber gelacht. *Ich will aber... ich will aber...* C. war der Jüngste von uns. Da mein Vater zu dieser Zeit in schweren Depressionen versank, den Tag im Grunde nur noch im Bett verbrachte und meine Mutter mit der Gesamtsituation administrativ völlig überfordert war, hatten Monika und ich damals C.s Erziehung übernommen.

Wie jeder unschwer an diesem Amoklauf im Küchenkreis erkennen konnte, hatten unsere pädagogischen Qualifikationen massiv zu wünschen übriggelassen. Genau genommen war die gesamte Familie zeitlebens auf C. reingefallen. Er war ja auch ein süßes Kind gewesen – und verdammt lustig, wenn er wütend wurde, weil er seinen Willen nicht bekam. Aber jetzt, wo ich ihn so ansah, spürte ich nur noch eine dumpfe Beklemmung. Das hier war kein trotziges Kind mehr. Das war ein erwachsener Mann, der als trojanisches Pferd für eine psychologische Infiltration diente, und wir hatten keine Ahnung, wie wir ihn stoppen sollten.

Irgendwann sah er ein, dass er bei uns keine emotionale Dividende mehr erzielen konnte, stellte die Schüssel mit dem Fleisch resigniert auf der Treppe ab und verschwand. Wir rührten das Zeug nicht an. Später holte M. die Reste ab. Es fühlte sich an wie der Abtransport von verseuchtem Material.

C. war mit dieser neuen, unterkühlten Dynamik natürlich überhaupt nicht einverstanden. Ein Zustand, den er nicht kontrollieren konnte, durfte schlicht nicht existieren. Er forderte im WhatsApp-Chat der Familie ein sofortiges, gemeinsames Gespräch mit mir und Monika – und zwar „gleich morgen“.

M. meldete sich digital sofort als Beisitzer an. Das System rottete sich zusammen.

Monika und ich stoppten diese Eskalation umgehend. Wir erklärten per Chat, dass ausschließlich ein Gespräch mit C. stattfinden würde. Und zwar erst am Montag.

„WARUM?!“, brüllte C. in Versalien in den digitalen Familienclan.

„Weil morgen und übermorgen Wochenende ist“, tippte ich zurück.

Es war eine bewusste Provokation, die exakte Retourkutsche für ein jahrelanges Muster. „*Morgen geht es nicht – da ist Wochenende*“ – das war der stehende Satz gewesen, mit dem C. und M. jede Bitte um Mithilfe bei unseren Bauvorhaben an der Mühle abgeschmettert hatten. Die beiden befanden sich im Grunde in permanentem Freizeitstress. Schon immer. Das Wochenende war ihre heilige, unantastbare Zeit gewesen, und die gesamte Familie hatte das gefälligst zu respektieren. Jetzt drehte ich den Spieß um. Ein billiger Triumph, der die Situation nur noch weiter anheizte. Fünf Minuten später flog die Küchentür auf. C. stand im Rahmen.

„Dann will ich aber eine Tonaufnahme!“, forderte er mit hochrotem Kopf. „Und außerdem...“ Er baute sich drohend vor mir auf, versuchte seine körperliche Präsenz als Argument in die Waagschale zu werfen. „...außerdem will ich das Dossier, das du mitgebracht hast. Ich habe ein Recht darauf, das zu lesen!“

Ich sagte gar nichts. Es war vollkommen ausgeschlossen, dass ich meine strategischen Waffen vorab aus der Hand geben würde. Aber mein Herz raste. Ich merkte, wie dünn mein eigenes Eis war.

„Das Gespräch findet am Montag statt“, wiederholte ich stattdessen mit der monotonen Stimme eines Bandansagers. „Um 16:30 Uhr.“

C. trollte sich schließlich, weil ihn schlicht niemand mehr beachtete. Das Vakuum saugte ihm die Energie ab.

„Das wird ein kurzes Gespräch“, erklärte ich Monika und meiner Mutter, als wieder Ruhe eingekehrt war. Ich versuchte, Zuversicht zu vermitteln, die ich immer weniger fühlte. „Maximal fünfzehn Minuten. Ich wüsste beim besten Willen nicht, was es groß zu besprechen gibt.“

Und wieder einmal machte ich die Rechnung ohne den Wirt. Ich hatte immer noch keine Ahnung, auf was für ein psychologisches Schlachtfeld ich mich da begab.

Das Gespräch am Montag dauerte vier Stunden. Vier quälend lange Stunden.

Wieder trafen wir uns auf der Terrasse. Die Luft stand schwer zwischen den alten Mauern der Mühle, als würde das Gemäuer selbst den Atem anhalten. Ich stellte das Aufnahmegerät auf den Holztisch – ein mechanischer Zeuge, der die Absurdität der kommenden Stunden in sterilen Bits einfangen sollte. Anwesend waren Monika, unsere Mutter, C. und meine Wenigkeit.

Hochmütig blickte C. jeden von uns an. Er kostete den Moment aus, plusterte sich auf wie ein dörflicher Macker, der sich für den König des Schrottplatzes hält. Dann legte er eine dramatische Pause ein, fixierte mich und sagte: „Kann es sein...“ Er zögerte theatralisch. „...kann es sein, dass sich ein Breuer so schlecht verhält?“

Die Botschaft hinter diesem hölzernen Pathos war unmissverständlich: Ich hatte mich wie ein Scheusal benommen, und ein solches Verhaltensdefizit durfte in unserer Ahnenreihe schlicht nicht existieren. Ruckartig zog er die Schultern hoch, reckte das Kinn vor und blickte herausfordernd in die Runde.

„Dir ist sicher klar“, setzte er nach, „dass Asta angesichts des Unrechts, das ihr durch dich widerfahren ist, Genugtuung erfahren muss.“

Beinahe hätte ich laut losgelacht. Der Satz wirkte in seinem Mund wie ein schlecht sitzendes Implantat. So gestelzt war C. überhaupt nicht imstande, sich auszudrücken. Seine sprachliche Reichweite erschöpfte sich normalerweise in Bauplatz-Floskeln und Stammtisch-Slogans.

Vermutlich hatte seine Priesterin ihm dieses Skript auf dem heimischen Sofa eingepaukt, ein paar griffige Sätze für den schauspielerischen Fronteinsatz an der Mühle. Er spulte es ab wie ein dressierter Konfirmand.

„Was ist los?“, fragte ich, während ich die Arme verschränkte. „Sprich dich aus, aber sprich Deutsch.“

„So kann man sich nicht verhalten!“, herrschte C. mich an, sichtlich bemüht, das juristische Niveau seiner Einflüsterin zu halten, ohne jedoch näher darauf einzugehen, was er mit diesem

schwammigen „So“ überhaupt meinte. „Was soll das überhaupt mit Avalon? Du kommst hierher, hetzt die ganze Familie gegen mich auf... das geht so nicht. Und du hast schlecht über Asta geredet. Ganz einfach. Du tust so, als wäre sie eine Hexe.“

Ich lehnte mich zurück und fixierte ihn. „Das Wort *Hexe* benutzt du jetzt schon zum zweiten Mal. Im Übrigen bezeichnest ausschließlich du sie so. Von uns hat niemand dieses Wort in den Mund genommen.“

C. stieß einen verächtlichen Laut aus, ein kurzes Schnauben, das wohl andeuten sollte, dass er sich mit derartigen prozessualen Details und semantischen Feinheiten gar nicht erst aufhielt. Es ging ihm nicht um Fakten. Es ging ihm um die Errichtung einer Gerichtskulisse.

„Ich würde eher sagen, dass du dich rücksichtslos verhältst“, erklärte ich stattdessen und beschloss, die Flughöhe der Diskussion radikal auf die Ebene der unumstößlichen Realität zu senken. Johannes hatte mir kurz zuvor brühwarm erzählt, wie C.s Alltagssolidarität aussah: Weil sein eigenes Auto defekt war, hatte er sich kackfrech und ungefragt das Fahrzeug von Johannes geschnappt. Erst nachdem er damit bereits eine Stunde lang unterwegs gewesen war, bequemte er sich zu einem Anruf. „Ich hab total vergessen, dass du heute zum Zahnarzt musst“, hatte er geblöet. „Ich habe mir dein Auto geliehen, tut mir leid... aber jetzt ist es halt zu spät. Ich kann M. anrufen und fragen, ob er dir seine Karre leiht.“

Ein meisterhaftes Stück emotionaler Erpressung, denn jeder in der Familie wusste, dass M. niemandem, wirklich *niemandem*, jemals sein Auto lieh. Johannes hatte den Termin absagen müssen.

Als ich vor C. diese Vorfälle ausbreitete, verdrehte er nur die Augen.

„Der Schlüssel hing am Schlüsselbrett“, erklärte er mit einer Nonchalance, die an Arbeitsverweigerung grenzte. „Das kann doch mal passieren.“

Kein Anflug von schlechtem Gewissen. Keine bilanzierte Einsicht. In seiner Welt war ein fremdes Auto, dessen Schlüssel greifbar war, schlicht eine ungenutzte Ressource, die man sich eben aneignete.

Und genau in diesem Moment lief vor meinem inneren Auge ein Film ab. Ein weichgezeichneter Streifen, den wir uns in der Familie über Jahrzehnte hinweg gegenseitig als Wahrheit verkauft hatten: C. als Kind. Dieses unbeschwerte, süße Nesthäkchen, das uns alle um den Finger wickelte. Doch plötzlich riss der rührselige Filter. Ich sah ihn wieder durch die Mühle trampeln, Türen zuschlagen und im Vorbeigehen Dinge an sich reißen – immer mit diesem entwaffnenden, fast trotzigem Grinsen, das jeden Funken elterlichen Protest im Keim erstickte. C. war nie das harmlose Kind gewesen, für das wir ihn gehalten hatten. Er war von der Wiege an ein rücksichtsloser, kleiner Tyrann gewesen. Seine vermeintliche Niedlichkeit war nichts weiter als seine früheste, höchst erfolgreiche Geschäftsstrategie, um sich absolute Immunität für seine permanenten Übergriffe zu sichern. Und wir hatten diese toxische Aktie auch noch jahrzehntelang gefüttert.

Wenn ich heute – im Jahr 2034, auf den Überresten dessen, was einmal unsere Existenz hätte werden sollen – daran zurückblicke, begreife ich erst die ganze, schaurige Dimension dieser Szene. Als C. sich dort auf der Terrasse aufbaute und mich hölzern fragte: „*Kann es sein, dass sich ein Breuer so schlecht verhält?*“, war das weit mehr als eine unverschämte Floskel. Es war der Richterspruch des Sohnes über seinen Ersatzvater. Da mein leiblicher Vater durch seine Depressionen ausgefallen war, hatte C. mich jahrelang „Papa“ genannt. Jetzt vollzog er die rituelle Exekution dieser Instanz. Er entzog mir die moralische Führung. Er klagte mich an, um sich selbst im selben Atemzug von der Schuld freizusprechen, dass er unser gesamtes familiäres Fundament zertrümmerte. Um seine bedingungslose, neue Loyalität zu Asta und dem Avalon-Franchise zu beweisen, *musste* er mich, seinen psychologischen Vater, vor den Augen der anderen symbolisch vernichten.

Das war die eigentliche, unendlich bittere Brutalität dieses Nachmittags. Es war kein banaler Streit unter Geschwistern. Es war der eiskalte, planmäßige Abriss des Mannes, der ihn großgezogen hatte. Ich weiß heute nicht einmal mehr, worum es in diesen vier Stunden im Detail überhaupt ging. Das war die eigentliche Leistung dieses Programms: Es hinterließ keine Erkenntnisse, sondern nur lähmende, psychologische Asche. Ich zwang mich, im Grey-Rock-Modus zu bleiben, doch das Eis unter meinen Füßen war längst hauchdünn.